

Nr. 222 Bromberg, den 28. September 1933.

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sagen Sie dem Zugführer, was geschehen ist. Wir kommen nicht wieder zurück", sagte Hendricks und sprang auf das Gleise, noch bevor der Zug völlig zum Halten kam. Sein Gehilfe folgte ihm nach. Langsam und schleppend stieg Roland selbst auf den Bahndamm nieder. Aufgeregte Gesichter erschienen an allen Fenstern, und der Zugführer kam auf ihn zu.

„Diese beiden Leute, die auf dem Gleise zurück laufen, sind Beamte von Scotland Yard. Hier ist meine Karte. Ich habe soeben alles, was ich besaß, aus dem Fenster geworfen." Und als der Zugführer ihn mit offensichtlichem Erstaunen ansah, zeigte Roland auf das Kästchen: „Ich denke, das da erklärt alles."

Da Roland nicht die Absicht hatte, noch weiter nach Brighton mitzufahren, so gab er dem Zugführer gegenüber vor, die Beamten hätten ihn ersucht, sich ihnen anzuschließen. Er lief in gleicher Richtung weiter, bis der Zug seine Fahrt nach Brighton wieder aufgenommen hatte.

Die Beamten eilten noch immer die Strecke entlang, und schon sah er auf dem Gleise, auf dem sie selbst gekommen waren, einen Zug sich nähern, der jetzt sein Tempo verlangsamte und in der Nähe der beiden Beamten anhielt.

Da verstand Roland. Es war ein Sonderzug, den die beiden anderen Geheimpolizisten auf dem London-Bridge-Bahnhof abgelassen hatten, um den Expreß zu verfolgen — ein anerkennenswerter, aber aussichtsloser Versuch, den Abgesandten des Wisperers abzufangen. Denn auf alle Fälle mußten bei diesem Vorgehen doch einige kostbare Minuten verloren gehen, bevor die Verfolger die Spur aufnehmen konnten. Der Wisperer aber hatte schon jetzt gezeigt, daß ihm ein ganz geringer Spielraum von kaum einer Minute genügte, um der Polizei ein Schnippchen zu schlagen. Er hatte es ruhig darauf ankommen lassen, die Übergabe des Lösegeldes unter den Augen und fast unter Beihilfe zweier Geheimpolizisten zu bewerkstelligen.

Roland verließ jetzt den Bahndamm und ging querfeldein auf die Landstraße zu. Binnen fünf Minuten hatte er Gelegenheit gefunden, mit einem Lastwagen, dessen Führer ihn aus Gefälligkeit mitnahm, nach London zurückzukehren.

Es war jetzt ein halb ein Uhr. Old Glassy würde bestimmt erst nach dem Frühstück in die Bibliothek zurückkommen. Der Verlust der Juwelen würde also frühestens erst um halb drei entdeckt werden.

Er hatte demnach noch Zeit genug, sich davon zu überzeugen, ob Joyce wohlbehalten zurückgekehrt sei.

Es war dreiviertel zwei Uhr, als er ihre Wohnung in Bloomsbury erreicht hatte und an ihre Tür klopfte.

Seine Nerven begannen allmählich zu versagen, und als sie ihm selbst die Tür öffnete, sah er sie einen Augenblick lang ganz benommen an. Er traute fast seinen eigenen Augen nicht mehr. Dann taumelte er über die Schwelle und zog die Geliebte an sich, indem er unzusammenhängende Worte in ihr Ohr stammelte.

Lange Zeit hielten sie sich schweigend umfaßt. Joyce war die erste, die sich aus dem Bann dieser seltsamen Wiedervereinigung löste.

„Du hast gewiß eine schlimmere Zeit hinter dir als ich, armer Junge! Ich habe eigentlich weiter nichts ausgestanden, als daß ich mich in einem sehr gut ausgestatteten Raum aufhielt — ich werde dir das jetzt ganz genau erzählen. Aber mir ist alles noch so schrecklich rätselhaft, Roly. Wie hast du denn überhaupt mein Lösegeld zusammengebracht?" Er konnte ihr jetzt und hier keine Antwort geben — aber sie las die Qual, die ihn beugte, aus seinem Gesichte ab.

„Roly!" Sie schob ihre Hand in die seine. „Ich begreife . . . ich ahne, daß es etwas Schreckliches sein muß. O Gott, laß es etwas sein, was wir miteinander teilen können!"

„Das können wir nicht."

„Sag es mir, Liebster!"

Sie mußte es früher oder später doch einmal erfahren. Und vielleicht war es besser, wenn sie es von ihm selbst hörte.

„Ich habe für achtzigtausend Pfund Juwelen aus Old Glassys Geldschrank stehlen müssen, um dich zu befreien. Er hatte mir den Schlüssel anvertraut, verstehst du!"

Sie stieß einen Schrei aus. Aber ihm fehlte die Kraft, sie zu trösten.

Und die Versicherung tritt erst von morgen ab in Kraft. Das hat nun der arme alte Glassy auszubaden. Ich fürchte, daß dieser Verlust ihn bankerott machen wird."

„Aber bedenke doch — der Wisperer! Das rückt ja die Sache in ein ganz anderes Licht! Sie werden dich doch nicht als Dieb behandeln können, Roly!"

„Sie werden es doch tun — es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig. Oh, natürlich — ich glaube ja auch nicht, daß sie mich gleich ins Zuchthaus nach Dartmoor schicken werden! Aber ich muß darauf gefaßt sein, daß man mich verhaften läßt und mir den Prozeß macht — auch wenn es nur zu einer formellen Verurteilung kommt! Das wird ein schwieriger Fall werden, und ganz einerlei, ob ich nun ins Gefängnis komme oder nicht — jedenfalls bin ich glatt erledigt! Armer alter Glassy! Wenn ich nur wüßte, wie ich dem Wisperer etwas auswischen könnte — aber ich rede ja wie ein Narr! Ich will lieber gehen und Old Glassy alles mit kurzen Worten gestehen — und dann werde ich mich der Polizei stellen. Ich . . ."

Er wurde unterbrochen, denn das Telephon läutete.

„Ich denke, das wird für dich sein", sagte Joyce. „Schon vor zehn Minuten hat jemand angerufen und nach dir gefragt. Ich sagte ihm, daß ich dich erwartete, denn ich wußte ja, daß du kommen würdest."

Er nahm den Hörer auf.

„Hier ist Blatch. Wer ist dort?"

„Tut nichts zur Sache — ich rufe im Auftrage des Wisperers an."

„Großer Gott — ich . . . ."

„Nun hör mal zu, alter Freund, und mach keinen Spuk. Du sitzt ja jetzt doch einmal in der Tinte und weißt selbst nicht mehr aus noch ein. Aber der Wisperer will dir helfen. Wenn du dich uns anschließen willst . . ."

„Geh zum Teufel!"

„Halt mal erst die Luft an und laß dir die Sache ein paar Stunden lang durch den Kopf gehen. Wenn du uns dann noch etwas zu sagen hast, so komm um punkt vier Uhr in das Telephonhäuschen an der Ecke von Theobalds Road und Bedford Row und warte auf einen Anruf. Mahlzeit!"

Roland legte den Hörer ab und starrte auf den Apparat, als ob er ein lebendes Wesen wäre.

„Mein Gott, ja — ich glaube, ich werde es tun!" rief er laut aus.

„Was willst du denn tun, Roly?"

„Die Gelegenheit wahrnehmen, die sich mir jetzt bietet, um Old Glassys Achtzigtausend zurückzuholen", antwortete er aufgeregt.

„Ich werde das tun, was man in der Gaunersprache nennt: „mit zwei Karten spielen" . . ."

„Ich verstehe nicht ein Wort von dem, was du da sagst", wandte Joyce ein. „Was heißt denn das — mit zwei Karten spielen?"

„Das muß jetzt noch tiefstes Geheimnis bleiben", stieß er hervor. „Jedenfalls ist es der einzige Weg, um unser Glück wiederzugewinnen. Sag' zu niemandem ein Wort von dem, was ich da eben mit dem Mann am Telephon gesprochen habe. Joyce, Joyce, Liebste, hast du Vertrauen zu mir?"

„Von ganzem Herzen, das weißt du doch!" Sie sprach in fliegender Hast, denn seine Aufregung hatte sich ihr mitgeteilt.

„Dann frage mich nicht weiter — aber glaube mir, daß ich nur das tun werde, was ich für recht halte. Ich werde also nicht zu Old Glassy gehen. Ich will ihm nicht eher begegnen, als bis ich die Diamanten wieder in meinen Händen habe. Vielleicht kann ich dich schon bald wiedersehen. Solange aber" — er küßte sie lange und innig — „höre niemals auf, Vertrauen zu mir zu haben. Leb' wohl!"

6.

Drei Uhr nachmittags. Der Wisperer hatte es also wieder einmal geschafft — und diesmal hatte er obendrein einen unschuldigen jungen Menschen zum Verbrecher gemacht. In wenigen Stunden würde die Öffentlichkeit davon erfahren — aber inzwischen gab Oberkommissar Larpent die Hoffnung nicht verloren, so gering sie auch war, daß ihn auch diesmal sein gewohntes Glück nicht ganz verlassen möchte.

Er saß in seinem Arbeitszimmer in Scotland Yard und betrachtete aufmerksam eine Anzahl Photographien. Es waren alles Abbildungen eines Fußabdrucks. Auf jeder Photographie war eine ganze Reihe von Maßen eingezeichnet, und diese Maße stimmten in jedem Punkt haarscharf überein — sogar bis auf einen unscheinbaren Riß in der Schuhsohle, der auch immer wiederkehrte.

„Komische Sache — nicht wahr, Bolsover?" sagte er zu seinem Gehilfen, der in respektvoller Haltung neben ihm stand. „Mit all unserem vorgeschrittenen Fachwissen, mit drahtloser Telegraphie und all dem andern modernen Kram sind wir nun glücklich wieder beim Messen von Fußabdrücken angelangt — genau so, wie es jeder Dorfpolizist machen würde, wenn dem Herrn Pfarrer seine Küken weggekommen sind und niemand weiß, wer sie geklaut hat." „Ganz recht, Sir, aber es sieht doch fast so aus, als wenn wir es diesmal mit den Fußabdrücken wirklich geschafft hätten. Bei Licht besehen, ist kein Zweifel mehr möglich, daß es immer dieselbe Fußspur ist."

„Der Fuß einer Frau! Ja, glauben Sie denn wirklich, daß der Wisperer sich heute morgen einer Frau bedient hat, um das Lösegeld einzuheimsen?"

„Allerdings, Sir, denn dieser Abdruck ist heute früh am Grashang neben dem Bahndamm gemacht worden — etwa zehn Meter von der schwarzen Flagge entfernt, die als Signal für Blatch gedient hat. Und von dem anderen hier wissen wir, daß es der Fußabdruck einer Frau ist, die sich selbst Mavifte nennt und die in Piccadilly, Newport-Street, wohnt."

„Naja, schön, das bedeutet also eine Verhaftung — wenn wir nach Schema F gehen wollen. Das Dumme ist nur, daß es nicht der Fußabdruck des Wisperers selbst ist. Folglich werden wir nicht nach Schema F gehen!"

Er nickte zum Abschied. Da surrte das Haustelephon auf seinem Arbeitstisch.

„Sir Henry Glazeborough? Gut, lassen Sie ihn heraufkommen."

Larpent hatte schon von Sir Henry gehört, und er hatte es für angebracht gehalten, allerlei Notizen über ihn zu sammeln. Er hatte die Laufbahn dieses Mannes mit einem gewissen Interesse verfolgt. Während seiner fünfundzwanzigjährigen Praxis in Scotland Yard war ihm schon eine Reihe ähnlicher Karrieren vorgekommen. Ein plötzlicher Aufstieg aus dem Nichts — ein rasender Aufschwung, manchmal als Parlamentarier, wie in diesem Falle — aber immer eine unbegrenzte Popularität, und zwar ausnahmslos in Verbindung mit der öffentlichen Wohlfahrtspflege.

„Guten Tag, Mister Larpent! Guten Tag, mein lieber Herr Oberkommissar! Oh, bitte sehr, verzeihen Sie, wenn ich Sie störe! Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß dies der schmerzlichste Augenblick meines Lebens ist . . ."

Sir Henry sank auf einen Stuhl und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es sah fast so aus, als wollte er im nächsten Augenblick in Tränen ausbrechen. Aber Larpent hatte schon allerlei Erfahrungen mit solchen hysterischen Anfällen — bei Männern so gut wie bei Frauen —, und seine lange Erfahrung hatte ihm gezeigt, daß gerade die schlimmsten Verzweiflungsausbrüche gewöhnlich nur vorgetäuscht waren.

„Die Angelegenheit bedeutet wohl für Sie den geschäftlichen Ruin, Sir Henry?"

„Den geschäftlichen Ruin!" rief Sir Henry pathetisch aus. Offenbar war er in seiner Ehre getroffen. Niemals zuvor hatte jemand seine Tätigkeit im Dienste der Allgemeinheit als Geschäftsangelegenheit zu bezeichnen gewagt. Schon das bloße Wort „Geschäft" enthielt den schrecklichen und unwürdigen Anschein, daß seine menschenfreundlichen Unternehmungen etwa einen selbstsüchtigen Charakter besitzen konnten. Das war ein schwerer Stoß — aber Sir Henry raffte sich mannhaft auf, um ihn aufzufangen:

„Mein lieber Mr. Larpent, ich habe wirklich noch keine Zeit gehabt, über meine eigene Lage nachzudenken. Ich kam hierher in dem guten Glauben, daß dieser arme junge Mann aus irgend einem mir unbekannten privaten Grunde die Juwelen auf meine Bank gebracht hätte; denn so hatte es mir mein Butler angegeben. Und meine einzige Sorge war, daß er vielleicht einem räuberischen Überfall zum Opfer gefallen wäre. Ich kam also hierher, um Sie für ihn um Schutz zu bitten — und nun muß ich hören — ach, ich kann es kaum fassen . . . — daß er sie gewissermaßen selbst gestohlen hat . . ."

Sir Henrys Stimme drohte zu brechen, dann aber sammelte er sich wieder und fuhr fort:

„Aber Sie dürfen nicht einen einzigen Augenblick glauben, daß ich den armen Kerl etwa tadeln will. Wohl muß ich zugeben, es schmerzt mich mehr, als ich sagen kann, daß er nicht wieder zu mir zurückgekommen ist, um sich frank und frei mit mir auszusprechen, wie es zwischen uns seit jeher Brauch gewesen ist. Ich fürchte fast, er ist wirklich geflohen — denn ich konnte in seiner Wohnung keine Verbindung mit ihm erlangen. . . . Aber wir sind ja alt genug, um großmütig gegen die Jugend zu sein, wir beide, Sie und ich, Herr Oberkommissar — und nichts in der Welt, was Sie auch immer dagegen einwenden mögen, wird mich dazu verleiten können, die verabscheuungswürdige Rolle des Angebers zu übernehmen."

„Na, wenn die Sache sich so verhält, dann können wir wohl nichts weiter für Sie tun?" Larpents Ton war kalt und gleichgültig, denn sein Instinkt sagte ihm, daß in diesem Falle eine abweisende Haltung am besten am Platze sei.

„Nichts! Nicht das geringste! Wenn ich sagen wollte, daß ich von ganzem Herzen wünsche, Ihre Bemühungen um den verschwundenen Schatz möchten von Erfolg gekrönt sein, so hieße das ja beinahe schon einen Zweifel äußern und folglich Ihre ausgezeichneten Leistungen herabwürdigen!"

„Was heißt das — welche ausgezeichneten Leistungen?" Das war eine schroffe und geradezu unziemliche Herausforderung, die Sir Henry tief zu betrüben schien. Aber trotz Larpents Unhöflichkeit traf er keinerlei Anstalten, sich zu entfernen. Er winkte abwehrend mit seiner breiten, fleischigen Hand, als ob die Frage des Kriminalkommissars sich von selbst beantworte.

(Fortsetzung folgt.)

Picu wittert den Tod.

Eine Tiergeschichte von Otto Alscher.

Nebel schlug ihm mit grauem Dampf entgegen, als der Alte die Tür der Blockhütte öffnete. Ins Freie gelangt, lauschte er gegen die stumpfe Wand des Nebels; da vernahm er auch schon das Rufen und Pfeifen Damians, des Schwiegerenkels, der durch den Lärm die Wölfe von den Schafen abzuhalten trachtete. Der Alte schritt dem Schalle zu.

Laubheu war auf der Schneefläche des Hanges auseinandergeworfen. Daran knabberten die Schafe. Ein Hund kam wedelnd dem Alten entgegen. Sein weißes Fell stach gelblich gegen den Schnee ab und hing voll von Reifkristallen. Der Hund roch an dem Mantel des Alten. Doch schon fuhr er erschrocken zurück, beschrieb mißtrauisch einen Kreis um den Mann und knurrte mit gesträubten Rückenhaaren.

Der Alte war stehen geblieben und blickte erstaunt zu dem Hunde hinüber. Der tat ja, als kenne er ihn nicht.

Der Schatten Damians wuchs im Nebel empor. „Böses Wetter!" sagte er, da er vor dem Großvater stand.

Aber der Alte wandte sich wieder dem Hunde zu, der ihn in vorsichtiger Entfernung umschlich, manchmal knurrte, manchmal winselte. Damian betrachtete auch den Hund, zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Der Picu tut, als kenne er dich nicht."

Der Alte zuckte mit der Achsel. „Ich geh' in die Bersoika, zur Wassermühle, nachzusehen, ob unser Mais schon gemahlen ist."

„Bei dem Wetter willst du den weiten Weg durch den Wald machen?" fragte der Bursche. Plötzlich fuhr er herum, denn der Hund, hinter dem Alten sitzend, begann zu heulen. Beide Männer starrten fassungslos auf den Hund, der, die Schnauze erhoben, heulte. Aber es war kein Wolf in der Nähe, wie sich Damian überzeugte. Er machte einen Schritt gegen den Hund. Der wich zurück, bellte noch einmal klagend auf, ließ Kopf und Rute hängen.

Damian wandte sich wieder dem Alten zu. „Nein, Großvater, heute ist kein Tag für so einen weiten Weg. Seit dem Schneebruch liegt alles voll von Wipfeln und Ästen. Bevor du zurück bist, ist die Dämmerung da, und du siehst dann gar keinen Weg mehr."

„In drei Tagen ist Sfantu Ioan. Sollen wir zu den Feiertagen nicht einmal frisches Maismehl haben?"

Der Junge wußte, daß sich der Großvater doch nichts ausreden ließ, er wandte sich darum wieder den Schafen zu.

Als der Alte zur Hütte zurückging, blickte der Hund ihm unverwandt nach. Dabei zog er wieder furchsam die Witterung des Mannes ein. Kaum war der Alte einige Schritt entfernt, als er wieder zu heulen begann. —

„Warum heult der Picu?" fragte Florica, die Enkelin, vom Webstuhl aufblickend. Und als sie sah, daß sich der Alte den Rucksack überhängte und die Axt aus der Ecke nahm: „Wohin willst du, Großvater?"

„Zur Wassermühle, ins Tal hinunter, nach unserem Mais schauen."

„Geh' nicht", bat die Enkelin. „Hast du nicht den Picu gehört?"

„Ich bin keine Memme, daß ich auf Hundegeheul etwas gebe", warf der alte Rumäne barsch hin und verließ den Raum.

Der Hund draußen schien den Alten erwartet zu haben. Er saß mitten im ausgetretenen Schneepfad, schaute aber nicht zu dem Manne auf, wich auch nicht aus, als der Alte vor ihn gelangt war. Dieser war genötigt, in den Schnee zu treten, um nicht über das Tier wegsteigen zu müssen. Kaum war der Alte an dem Hunde vorüber, als dieser kläglich hinter ihm aufbellte, dann in ein jammerndes Heulen verfiel. Da stieß der Alte einen Fluch aus und eilte davon.

Der Schnee war hart gefroren, ließ die Bundschuhe nicht durchbrechen, doch war es dem Alten, als schiebe er sich nur schwer durch die Mauer des Rauchnebels. Als dann die hohen Buchen des Waldes vor ihm auftauchten, hatte er Mühe, den Eingang des Pfades zu finden. Da er sich dabei umblickte, bemerkte er, daß ihm der Hund gefolgt war.

Im Walde war das trübe Grau nur noch dichter. Nach einigen Schritten schon stieß er auf die erste Wolfsfährte. Sie war ganz frisch — keine von den ständig aus den Wipfeln niederrieselnden Reifkristallen lagen in ihr.

Doch was war mit dem Hunde? Der glitt über die Spur weg, ohne den Wolf anzuzeigen. Der Alte war stehen geblieben und betrachtete argwöhnisch den Hund. Die Wölfe staken dem nicht im Sinn — und doch hatte er geheult, als bedrücke ihn etwas. Doch was? . . . Ärgerlich wandte sich der Alte und schritt weiter.

Der Weg war wirklich schlecht. Durch ein Gewirr morscher, vereister Äste mußte er sich durcharbeiten. Der Heimweg mit dem Mehlsack auf dem Rücken wird schwere Arbeit geben.

Etwas zwang ihn, sich umzublicken. Der Hund war dicht hinter ihm, zuckte aber zusammen, als er sich ihm zukehrte, und schaute ihn mit stumpfer Angst an. „Heid, vorwärts!" bedeutete er dem Hunde, denn er ertrug diesen Blick des Hundes in seinem Rücken nicht.

Der Alte seufzte. Heute ist alles verrückt geworden, der Hund, Florica mit ihrer Angst, das Wetter und auch er, daß er an all das denken mußte. —

Der Hund machte Miene, ihn wieder im Gehen zu behindern. „Zum Teufel, kannst du nicht deine Füße heben!" Damit ließ er den Hund hinter sich zurück.

Aber schon nach einigen Schritten hielt er erschreckt an; der Hund hinter ihm hatte zu heulen begonnen.

„Kusch! Willst du die Wölfe herbeirufen?" Und begütigend setzte er hinzu: „Wir werden uns eilen, bald sind wir im Tal, vielleicht kehren wir erst morgen heim, übernachten in der Mühle."

„Hau!" sagte der Hund, sträubte die Rückenhaare und drängte weiter. Er schien ganz verändert, knurrte manchmal tief, zog die Witterung ein, doch immer mit hoher Nase, als säße ein Luchs in den Wipfeln.

Jetzt war es nicht mehr weit ins Tal hinab. Hinge der Nebel nicht zwischen den Stämmen, könnte man schon die Mühle erblicken. Da prallte der Alte erschreckt zurück. Drüben auf dem anderen Bergrücken heulte ein Wolf. Den Mann überrieselte es eisig. Ein Wolf heult mitten am Tage! Das hatte er noch nie gehört . . .

Wenn jetzt der Hund anschlug, hatten sie sogleich die Wölfe hinter sich. Der Alte hob warnend die Hand. „Kusch, Picu, kusch!" flüsterte er heiser. Er machte einen Schritt auf den Hund zu, um ihn noch besser zu beruhigen. Doch wie entsetzt vor einer Berührung, schnellte der Hund zur Seite und jagte davon.

Ja, fort! Wenn er sich eilte, konnte er die Mühle erreichen, bevor die Wölfe auf seine Spur gerieten. Welch tosenden Lärm der Schnee unter seinen Opanken machte! Das mußte ja bis auf den anderen Bergrücken hinüber hörbar sein. Nur jetzt nicht mit Wölfen kämpfen müssen! Er hatte nie eine Angst vor den Wölfen empfunden, war mit der Axt in der Faust zwischen jedes Rudel gefahren, das über die Schafherde herfiel. Aber heute durften ihn die Wölfe nicht angreifen!

Ganz atemlos war er, doch noch immer kam er nicht aus dem Wald heraus. Da stockte er jäh, und Lähmung stürzte über ihn her. Links glitt ein langer Schatten durch den Nebel und dort, mitten im Wege, stand noch der Wolf.

Langsam wich der Alte zurück, bis an den dicken Stamm einer Eiche. Seine Blicke beschrieben hilflos einen Kreis — nein, alles nur glatte, dicke Stämme, kein Baum in der Nähe, der zu erklettern war. Und auch hinter sich hörte er die schleichenden, knirschenden Schritte der Wölfe.

Der Hund! — bis den die Wölfe zerrissen hatten, blieb ihm Zeit, eine Rettung zu suchen. Aber da hörte er weit unten im Tale den Hund rufend heulen und klagend aufbellen. Der war den Wölfen entgangen; um seinen Herrn aber klagte er.

Wenn er doch ein Feuer anfachen könnte! Ein, zwei brennende Äste gegen die Bestien geschleudert, und sie würden es nicht wagen, ihm näher zu kommen. Doch er wußte, sobald er sich bückte, fielen die Wölfe über ihn her.

Es war ja doch alles zwecklos — der Hund hatte es angezeigt!

Um Hilfe rufen! Die Mühle war nahe, vielleicht hörte man ihn. Aber konnte er die Wölfe abhalten, bis Hilfe da war?

Den Rücken an den Stamm gedrückt, schloß er den Pelz über Brust und Hals. Sie sollten ihn wenigstens nicht gleich an der Kehle fassen können. Dann wickelte er sich den Rucksack zum Schutz um die linke Faust.

Die Axt fest umklammert, ruhig geworden, doch ganz hoffnungslos, erwartete der Alte die Wölfe . . .

Aus der Werkstatt des Sandmanns.

Von H. Frank-Obermüller.

So lange wir in der Geschichte der Menschheit zurückdenken können, hat man sich mit dem Wesen des Schlafs beschäftigt. Vielfach haben sich, seit bei den Griechen der freundliche Morpheus den Müden in die weit geöffneten Arme nahm, die Anschauungen geändert, und auch heute noch kann von einer völligen Übereinstimmung in dieser doch so wichtigen Frage keine Rede sein.

Darüber, daß der Schlaf in engster Verbindung mit dem Nervensystem steht, herrscht kein Streit, und es ist daher angebracht, diesen wichtigen Teil des Organismus zunächst einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Es zerfällt bekanntlich in zwei Teile, das aus Gehirn und Rückenmark gebildete Zentralnervensystem und das periphere Nervensystem, das nichts anderes darstellt als die zahllosen Nerven, die weitverzweigt unseren Körper durchlaufen.

Betrachten wir zunächst das Gehirn etwas eingehender, so finden wir zahllose Zellen, die durch einen Neuroglia genannten Bindestoff zusammengehalten werden. Jede Zelle oder Ganglie ist ein winziges Körperchen, wie deren Milliarden und Abermilliarden unseren Körper aufbauen, jedes einzelne ein Einzelwesen und doch — dies gehört zu den größten Wundern der Schöpfung — in ihrer Gesamtheit den Menschen mit seinem Gefühl des Ich, der bewußten Einzelpersönlichkeit bildend. Jede Ganglie besteht nun aus einem Zellkern und einem Zellkörper. Diesen füllt ein wenig Protoplasma, Eiweiß, das die Zelle am Leben erhält, mittels dessen sie atmet, Nahrung aufnimmt und ihre Abfallprodukte abgibt. Jede Nervenzelle besitzt zahlreiche verästelte Protoplasmafortsätze, sogenannte Dendriten, die zur Zuleitung von Nervenreizen dienen, und außerdem noch ein Neurit, einen langen Ausläufer, durch den gewissermaßen Befehle von der Gehirnzelle nach der Oberfläche laufen, beispielsweise, wenn es gilt, einen bestimmten Muskel zu biegen oder zu entspannen. Die ganze Ganglienzelle mit ihren verschiedenen Ausläufern bezeichnet man heute als Neuron.

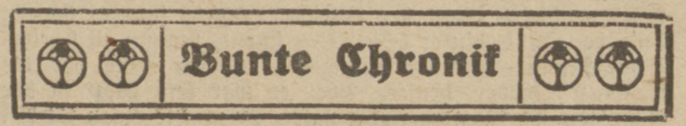
Lange Zeit herrschte nun die Vorstellung, daß die einzelnen Neuronen des Gehirns durch ihre Ausläufer mit einander in Verbindung ständen, und zwar derart, daß ein Neurit der einen mit Dendriten einer anderen Zelle sich berührte. Der Unterschied zwischen Wachsein und Schlaf sollte dann darin bestehen, daß unter bestimmten Umständen die Zellausläufer einschrumpfen, sich zusammenziehen und damit sich voneinander entfernen. Die bisher bestehende Verbindung wird also weniger eng, das Gehirn arbeitet nicht mehr so wie zuvor, man wird schläfrig. Je stärker dies Gefühl zunimmt, desto weiter entfernen sich Dendriten und Neuriten voneinander, bis schließlich jede Verbindung völlig aufhört: Der Mensch schläft, hat kein Bewußtsein mehr.

Danach könnte es scheinen, als ob Schlaf und Bewußtlosigkeit das gleiche wären. Ist dem wirklich so? Bis zu einer gewissen Grenze wohl, aber darüber hinaus bestehen doch grundlegende Unterschiede. Denn der Bewußtlose hat jede Verbindung mit der Außenwelt verloren, der Schlafende aber nur in beschränktem Grade. Man braucht nur einen Schläfer und einen Bewußtlosen anzureden, um den Unterschied zu bemerken.

Daß Schlaf und Bewußtlosigkeit nicht gleichwertig sind, zeigt auch die interessante Erscheinung der „Kopfuhr". Manche Menschen besitzen nämlich die merkwürdige Fähigkeit, beim Erwachen aus dem Schlaf, ohne einen Blick auf die Uhr geworfen zu haben, die Zeit mit erstaunlicher Genauigkeit angeben zu können. In anderer Weise äußert sich diese innere Uhr, indem sie den Betreffenden befähigt, genau auf die Minute, die er sich vor dem Einschlafen vorgenommen, wieder zu erwachen.

Die oben dargelegte Auffassung vom Wesen des Schlafs gilt aber heute als überholt. Um eine bessere Erklärung zu finden, hat sich die moderne Forschung vornehmlich bemüht, das Gefühl der abendlichen Müdigkeit zu ergründen. Beobachtungen ergaben, daß z. B. im Gehirn ermüdeter Tiere bestimmte Stoffe auftreten, die zur Müdigkeit Anlaß geben. Man nennt sie Ermüdungsstoffe oder Hypnotoxine. Allerdings, eine völlig befriedigende Erklärung ist bisher noch nicht gefunden. Es läßt sich nämlich damit nicht die Tatsache in Einklang bringen, daß jemand nach anstrengender Wanderung abends todmüde ins Bett sinkt und — doch keinen Schlaf findet, obgleich sich doch mehr als hinreichend Ermüdungsstoffe gebildet haben sollten. Der überwiegende Teil der Wissenschaftler vertritt daher heute den Standpunkt, daß die Verteilung des Bluts im Gehirn hier die entscheidende Rolle spielt. Wir wissen, daß die Gehirnzellen besonders gut mit Blut versehen sein müssen, das sie keinen Augenblick entbehren können, wenn sie nicht alsbald absterben sollen. Mit den übrigen Zellen des Körpers steht es hiermit bekanntlich anders. Unter bestimmten Umständen sinkt aber offenbar die Blutzufuhr zum Gehirn, und die Ganglienzellen werden dadurch zwar nicht vernichtet, jedoch zeitweilig ausgeschaltet. Auch der Stoffwechsel der Hirnzellen erfährt während des Schlafs eine Änderung.

Als sicher darf gelten, daß der Schlaf von einer ganz scharf umrissenen Stelle des Gehirns, dem sogenannten Schlafzentrum, ausgeht. Nachdem die Vermutung einmal aufgetaucht war, hat man Hunden Einspritzungen von Kalzium, also einem Stoff, der in der Heilkunde als Beruhigungsmittel dient, in die betreffende Stelle des Gehirns verabfolgt. Ausnahmslos verfielen die Tiere alsbald in tiefen Schlaf. Die Annahme, daß es im Gehirn einen den Schlaf regelnden Mittelpunkt geben muß, erscheint danach begründet. Gleichwohl kann mit dieser Erkenntnis das interessante Problem keineswegs als gelöst gelten, und es muß heute jedenfalls noch dahingestellt bleiben, ob wir je den rätselhaften Vorgang ganz werden klären können.

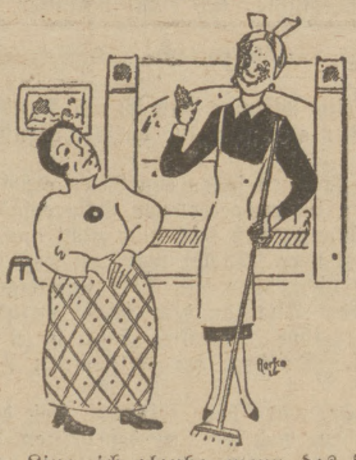


Hundenasen-Abdrücke.

In Australien sind ähnlich wie in England Windhundrennen sehr beliebt. In der letzten Zeit kam es jedoch des öfteren vor, daß wertvolle Rennhunde gestohlen und dann unter anderem Namen zum Rennen gemeldet wurden. Um derartige Vorkommnisse in Zukunft unmöglich zu machen, hat eine der größten veranstaltenden Gesellschaften bestimmt, daß von den Nasen der Hunde Abdrücke genommen werden. Die Hundenasen-Abdrücke sollen ähnlich charakteristische Zeichen wie die menschlichen Daumenabdrücke aufweisen, so daß jeder Hund mit Leichtigkeit identifiziert werden kann.



Einverstanden.



Hausfrau: „Lina, ich glaube, wenn das so weiter geht, muß ich mich nach einem anderen Mädchen umsehen."

Lina: „Das kann nichts schaden, gnädige Frau; es gibt hier schon lange Arbeit für zwei."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.